

Indien im Aufbruch

KARL-JULIUS REUBKE: **Indien im Aufbruch.** Yatra Sutra. Experimente mit der Gewaltlosigkeit. Geleitwort von Rajagopal. P. V. Johannes Mayer Verlag, Stuttgart 2006. 274 Seiten, 19,80 EUR.

»Die Ursachen der Armut liegen in uns.« – So eine der Grundlinien dieses, stetig erneut zum Staunen anregenden Buches, das, aber nur auf den ersten Blick, so indisch daherkommt. Julius Reubke hat durchaus und stets den »westlichen« Leser im Blick, wobei dies nicht unbedingt geografisch gemeint ist. Aus dem wirkenden Gegensatz zwischen westlicher Lebensweise der Bedürfniserzeugung und deren Befriedigung – die längst weltweit anzutreffen ist – und einer, der Bhagavad Gita folgend, Bedürfnislosigkeit und Wunschverlöschung zieht das so facettenreich gestaltete Buch seine anhaltende Spannung.

Aus diesem, die Welt erkennbar zerreißenen Spannungsverhältnis entwickelt der Autor eine eindringlich nachdenklich stimmende »Armutstheorie«, die sowohl für Indien wie für die übrige europäisierte Welt gilt – ohne das dadurch dieses engagierte und zum Engagement permanent einladende Buch zu einem theoretischen Buch würde: Im Gegenteil, lebensnah – die Hitze, der Schweiß, der Durst bei den über staubige indische Landstraßen führenden Yatra Sutra, den Friedensmärschen, ist fast spürbar – geht es um den politischen Kampf der Ureinwohner Indiens, der Adivasis, es geht um einen Überlebenskampf, um Wasser, Wald und Erde, womit wieder, jetzt auf Indien bezogen, ein Prinzip erkennbar wird: Wird die Zukunft Indiens von der Weltbank, globalen Unternehmen und offenbar vielen korrupten Politikern bestimmt, oder gelingt es – und das gewaltfrei – eine politisch beeinflussende Landvolkbewegung auf die indischen Straßen zu bekommen? Eine Volksbewegung ganz dem Vorbild Gandhi folgend, die es also versteht, sich ihre verbrieften Rechte zurückzuerobern – dabei stets ausbalancierend, es kann schon im nächsten Dorf passieren, sich nicht durch platte Provokationen

zu Gewaltreaktionen hinreißen zu lassen. Mehr und mehr solidarisiert sich der Leser (es fällt schwer sich dem zu entziehen) mit den Adivasis, die, gleichwohl eine Minderheit, seit Jahrtausenden mit dem Wald gelebt und ihn gepflegt haben und nun ganz konkret lernen können, dass es doch eine Alternative zur Gewalt, zum Alkohol gibt: Gewaltloser Widerstand gegen ungerechte Zustände einerseits, und die von lokalem Erfolg zum nächsten lokalen Erfolg erwachsende Erfahrung andererseits: Wenn wir uns zusammenschließen, gemeinsam unsere Forderungen erheben, gewaltfrei durch immer größer werdende Friedensmärsche auch die vielfach immer noch wegsehende, neue indische Mittelschicht auf den drohenden, dann wohl unumkehrbaren Traditionsbruch in diesem von den Göttern gesegneten »Mutter Indien« aufmerksam machen können, dann hat Indien eine Zukunft gemäß seiner eigenen spirituellen Ansprüche und potentiellen Kräfte, die noch schlummernd in seinem großen Bevölkerungspotential steckten – so zentriert der Autor die allgemeine Stoßrichtung einer neuen sozialen politischen Bewegung (Ekta Parishad, »gemeinsames Forum«), die nicht nur in Indien, mittlerweile auch in vielen Ländern der Welt, so auch in Deutschland, ihre Unterstützer, ihre Freunde und Initiatoren hat und auf eine wachsende Globalisierung der Solidarität setzt.

Julius Reubke porträtiert im täglichen Kampf an der Grenze des Mangels besonders einen Menschen heraus, der ganz in der Tradition Gandhis steht: Rajagopal, dieser junge, durchaus sympathisch wie charismatisch erscheinende, längst in Problemen und deren Bewältigung gestählte Mensch, der kein Volkspolitiker einer Partei sein möchte, aber doch »Volkspolitik« betreibt, wenn er versucht den »Gandhianismus«, dieses auf Frieden und Gewaltlosigkeit bauende Prinzip, Satyagraha, auf heutige Verhältnisse situativ zu übertragen: Kommen doch zu den alten Problemen der Korruption heute die technokratischen Machteinflüsse von Weltbank, globalen Unternehmen und westlich geschulten indischen Führungseliten.

Es ist ein Gewinn, quer durch das Buch, die Persönlichkeit von Rajagopal mehr und mehr

kennen zu lernen, seinen sich stetig deutlicher profilierenden Aufstieg zu verfolgen, um damit, so scheint es, auch einen Blick in die Zukunft zu werfen: Rajagopal an der Spitze von Ekta Parishad wird in indischen politischen Zusammenhängen zunehmend ernster genommen, die Phasen des Verschweigens und Lächerlich-Machens sind offenbar vorbei.

Ekta Parishad entscheidet indirekt Wahlen, hat inhaltlichen Einfluss auf Regierungsprogramme, die um ihre Wiederwahl bangenden Ministerpräsidenten zeigen sich konzilient, wenn es darum geht, Forderungen von Ekta Parishad, etwa wenn es um einen Dammbau, um neue Brunnen, um den Verzicht auf Industrieansiedlungen zugunsten ökologischer Projekte geht, auch nachprüfbar zu beachten. Aber reichen diese kleine Siege aus? Rajagopal macht eigentlich nicht Politik, wenn er mit Politikern verhandelt. Er weiß sehr wohl, dass die indische Regierung einige der Forderungen von Ekta Parishad gar nicht gegen den Druck der Weltbank, den Internationalen Währungsfonds, der multinationalen Unternehmen, der internationalen politischen Machtblöcke durchsetzen kann. Erst wenn sich das Volk durch eine echte Volksbewegung wie Ekta Parishad artikuliert und einen unmissverständlichen Druck auf die Regierung ausübt, kann diese sich auch gegen externe Einflüsse wehren.

So nebenbei gibt der Autor dem Leser die Chance, über die Tiefen des indischen Kastensystems dazu zu lernen – aber auch was den gesunden Tulsi-Tee von feurigen Samosa unterscheidet; er lernt den neuen Bundesstaat Chhattisgarh (etwas) kennen, erfährt noch mehr über die alte vedische Medizin, etwa die Siddha-Medizin, um dann immer wieder an den konkreten Nöten der Menschen in den Weiten Indiens nachdenklich zu werden: Hunger, Durst, Landlosigkeit, Dürre und Armut, um dann aber auch gestehen zu müssen, dass der materielle Reichtum im »Westen« zutiefst mit geistiger Armut einhergeht. »Die geistigen Mangelerscheinungen im Westen sind da, auch wenn wir die ihnen zugrunde liegende Armut (noch) nicht spüren.«

Ob die Adivasis mit einem Leben im Westen tauschen möchten, einem Leben in Angst, psy-

chischem Druck und fehlendem Kontakt zu den Göttern, mag, so der Autor, bezweifelt werden. Den Landlosen in Indien bleibt die Hoffnung, auf sich verbessernde äußere Verhältnisse: Ein großer Yatra Sutra steht bevor. Am 2. Oktober 2007, zwei Jahre vor der nächsten Bundeswahl, startet eine große Aktion, ein neuer großer Friedensmarsch: dreihundert Kilometer lang, durch drei Bundesländer, er wird zwei Wochen dauern, Tausende werden wohl mitmarschieren. Alle sind willkommen, um Ekta Parishad zu einer machtvollen, gewaltfreien Volksbewegung zu machen – besonders die Freunde aus Europa sind dabei herzlich willkommen! *Otto Ulrich*

Versuch, in der Freiheit zu leben

PUPUL JAYAKAR: **Krishnamurti**. Ein Leben in Freiheit. Die autorisierte Biografie. Hans Nietsch Verlag, Freiburg 2003. 475 Seiten, 24,90 EUR.

Pupul Jayakar (1915-1997) war Jiddu Krishnamurti und seinem Werk von 1948 bis zu ihrem Tode eng verbunden. Als junge Frau begegnete die indische Sozialreformerin dem Philosophen und wurde seine Wegbegleiterin und Schülerin. Ihr in den achtziger Jahren erstmals erschienen Buch ist Zeugnis und Dokument einer sich über drei Jahrzehnte erstreckenden Beziehung, eines Dialogs, der meist auf Augenhöhe stattfand. Eindrucksvoll sind Jayakars Wiedergaben der Gespräche, die stets um die Beobachtbarkeit des Denkens und die von diesem ausgehende Konditionierung kreisen.

Jayakar zeichnet die oft schillernde Biografie Jiddu Krishnamurtis in feinen Pinselstrichen nach. Ein Kapitel widmet sich den frühen esoterischen Erfahrungen Krishnamurtis, über die sich der spätere Philosoph ausschweigen sollte. Das Buch enthält private Korrespondenz, die anderweitig nicht veröffentlicht wurde. Aus ihr wird deutlich, wie sehr Krishnamurtis Denken indische Politiker wie Jawaharlal Nehru, Indira und Rajiv Gandhi und andere prominente Zeitgenossen inspiriert hat. *Ralf Sonnenberg*

Märchenerfinder

JOHANNES O. ULRICH: **Wie Königin Europa die Welt neu entdeckt.** Eine euro-orientalische Erzählung. Atelier Frauenmuseum, Bonn. 290 Seiten, 18,80 EUR.

Es wird viel geschrieben über Europa und Arabien, über den Islam und das Christentum, über Orient und Okzident. Viel Schlaues, manch Überflüssiges, viel Sachliches, manch Pseudosachliches. Johannes O. Ulrich aber versucht einen phantastischen, ja märchenhaften Zugang zum Thema und das auf eine Weise, die stark an Michael Endes »Unendliche Geschichte« erinnert. Während in der »Unendlichen Geschichte« Phantasien dadurch vor seinem Untergang gerettet wird, dass der kindlichen Kaiserin ein neuer Name gegeben wird, wird hier Europa aus seiner Identitätskrise geholt, indem ein neuer Mythos ge- oder erfunden wird.

In der Rahmenhandlung lädt Königin Europa berühmte Märchenerzähler aus aller Welt in ihr Schloss ein und gibt ihnen den Auftrag, ein neues Märchen zu erfinden, das Europa aus seiner Identitätskrise holen kann. Europa ist in Brüsseler Bürokratie, amerikanischem Größen- und Geschwindigkeitswahn, im Materialismus – für den die römisch-katholische Kirche verantwortlich gemacht wird – und einem sinnentleerten Drang nach Vergnügen und Unterhaltung erstarrt. Gleichwohl wähnt es sich zwar weiterhin maßgebend für die Welt zu sein, merkt aber nicht, dass eine teuflische Macht im Hintergrund die eigentlichen Fäden führt. Die Märchenerfinder – ein Iraker oder Iraner, ein Türke, ein Russe und eine nach Indien ausgewanderte Deutsche – erzählen nun eine Geschichte:

In einem Land im Süden, in Arabien, wird nur noch geweint, bis einige Kinder es satt haben. Sie stellen die tabubrechende Frage, warum sie denn nur noch weinende Zwerge seien, und keine Riesen mehr, die sie doch mal waren. Mit einer Truhe voll wunderbar duftendem Kuchen machen sie sich auf den Weg nach Norden in das Land der buckligen Riesen, die für diese Misere schuldig zeichnen, und von denen es

heißt, sie wüssten mit den wunderbaren Dingen, die sie dereinst von den damaligen Riesen Arabiens gelernt hätten, nichts mehr anzufangen, sondern schliefen nur noch, auch wenn sie wach seien.

Das Salzmeer überqueren sie auf einem rostigen Schiff, dessen Kapitän drei Engel in Tiergestalt gefangen hält, die auf keinen Fall frei kommen dürfen, weil sie sonst die buckligen Riesen aus ihrem Wahntraum befreien könnten. Diesen Traum aber hält ein anderer Engel – der Teufel – am Laufen, indem er die buckligen Riesen immer weiter mit Zuckerwatte versorgt, die für sie den Sinn des Lebens darstellt, sie aber gerade deswegen daran hindert, durch Beten den Kontakt zu ihrer eigenen Seele herzustellen. Die Kinder werden dem Kapitän unangenehm, da sie die gefangenen Engel befreien wollen. Kurzerhand schickt er sie nach Prag, das an einer Schwelle liege – wohin bleibt allerdings unklar. Soweit die Binnenerzählung.

In den Erzählpausen ereignet sich einiges im Schloss von Königin Europa. Europäische und arabische Kinder geraten in Streit darüber, was denn die Europäer alles von den Arabern gelernt hätten, ohne das Europa nie so groß geworden wäre. Ein polnischer Diplomat gerät mit einem usbekischen Ayatollah in eine Diskussion über eben dieses Thema. Ein jüdisch-amerikanischer General gewinnt nach und nach die Einsicht, dass die USA aufhören sollten, eine Vormachtstellung in der Welt einzunehmen. Der russisch-orthodoxe Diakon läuft nach einem kapitellangen Selbstgespräch über die Rolle russischer Spiritualität für die Zukunft Europas nackt durchs Schloss, um so auf die Bedeutung des Nichts aufmerksam zu machen. Der deutsche Lastwagenfahrer Albert überwindet seine Abneigung gegenüber Arabern durch seine Neugier, wie sich denn so ein »arabisches Frauengewand« anfühlt und sieht darin dann das beste Kleidungsstück zur Vermeidung von Hodenkrebs. Letztlich stirbt Königin Europa an einer Überdosis ihrer Lieblingspeise: arabische Marzipankugeln.

Aber die Märchenkonferenz hat Europa einen neuen Weg gewiesen, der aus den arabischen Wurzeln der europäischen Kultur schöpft. Jo-

hannes O. Ulrich liefert mit diesem Buch eine spannende, lustige, nachdenkliche allegorische Erzählung über unsere momentane europäische Befindlichkeit. Man merkt der Geschichte an, dass der Autor lange in politischen Kreisen verkehrte, denn deren Rituale und Selbsteinschätzungen nimmt er detailliert ironisch aufs Korn. Aufs Korn genommen wird auch die europäische Selbstüberschätzung, der Nabel der Welt, das Maß aller Dinge zu sein und alle kulturellen und zivilisatorischen Leistungen aus sich selbst geschaffen zu haben. Ulrich kritisiert vor allem die letzten 200 Jahre europäischer Geschichte, die Irrtümer wie Liberalismus, Wissenschaftsgläubigkeit, Kapitalismus, Technologieversessenheit und Konsumrausch hervorgebracht und so das Unnormale zum Normalen erklärt hätten.

Europäer seien eben bucklige Riesen, ein islamisches Bild für die christliche Lehre der Erbsünde, die dem nach muslimischer Lehre vollkommen und sündlos geborenen Menschen wie ein Buckel anhafte. Die Wurzeln europäischer Kultur lägen in Arabien, ohne das wir keine Mathematik, keine Chemie, keine Krankenhäuser, keine Musiktherapie und vieles andere auch nicht hätten und noch in Höhlen wohnen und mit den Fingern essen würden. Diese Wurzeln wieder zu entdecken könne uns Europäern wieder einen kulturtragenden Mythos liefern, der uns wieder Perspektiven und Motivationen geben könne, die über das Geldverdienen, das Vergrößern der EU und das Brechen immer neuer Rekorde hinaus gehen. Außer Arabien spielen auch Russland und Indien eine positive und Amerika eine negative Rolle. Ulrich nennt fünf Frauen und fünf Männer als Inspirator(inn)en seiner Erzählung: Annemarie Schimmel, Mirra Alfassa, Dorothee Sölle, Dorothea Viehmann, Marianne Pitzen, Johann Wolfgang von Goethe, Rudolf Steiner, Sri Aurobindo, Muhammed Iqbal und Wladimir Solowjow.

Gibt es an diesem so interessanten und inspirierenden Buch etwas auszusetzen? Ja. Die Sprache? Nun ja, es ist ein sehr eigener Stil, sehr an der mündlichen Umgangssprache orientiert, daher aber auch sehr leicht lesbar und wohl auch sehr gut vorlesbar. Wichtig und notwendig ist Kritik an Ulrichs Darstellung der

Bedeutung Arabiens für die Entwicklung Europas. Obwohl er eine phantastische Erzählung vorgelegt hat, so ist sie auch eine moralische, die Einfluss auf unser Denken und Handeln in unserer realen oder von und für real gehaltenen Welt haben soll, und da muss man schon vorsichtig sein, damit da nicht ein Gmork – ein Werwolf in der »Unendlichen Geschichte«, der die Trennung zwischen Phantasien und Realität negiert und so Lügen in die Welt trägt – draus wird.

Arabien wird einfach viel zu groß dargestellt, in den politischen Grenzen des Omayyaden- und Abbassidenreiches (661-1258). So gesehen wundert es nicht, dass Städte wie Gondaschpur im Iran und Sarmakand in Usbekistan als arabische Städte vorgestellt und die antiken Phönizier, deren Göttin Europa die Namenspatronin unseres Subkontinents ist, zu Arabern gemacht werden. Sicher waren auch Griechenland und Rom in der Antike in hohem Maße abhängig von Einflüssen aus Nordafrika und Westasien, aber Araber spielten dabei noch keine so große Rolle. Und sind auch Worte wie »Algebra« und »Baldachin« arabischen Ursprungs, so sind es Worte wie »Therapie« und »Bibliothek« nicht. Es ist richtig, dass die arabische Mitteltätigkeit im Mittelalter extrem wichtig war, um indische, persische, ägyptische, griechische und andere Kulturleistungen, die zu dieser Zeit im christlichen Europa als heidnisch eingestuft und verdrängt wurden, in unsere Zeit zu retten. Es ist auch richtig, dass die muslimische Kultur wunderbare Blüten hervorgebracht hat und im Mittelalter auch zivilisatorisch Europa um einiges voraus war. Aber es ist falsch, das alles einfach »arabisch« zu nennen und so einem panarabischen Großmachtdenken ideologische Dienste zu leisten. Auch sind Arabien und Islam keineswegs identisch, wenn auch etwas mehr als Europa und Christentum.

Doch dem Hauptanliegen des Buches, dass die ideologische Orient-Okzident-Kluft geschlossen werden müsse und wir Europäer auch unsere Spiritualität und nicht nur unsere Wirtschaft mehr pflegen dürfen, zuzustimmen ist eine Not-Wendigkeit in unserer Zeit.

Michael A. Schmiedel

Jüdische Ethik

UDI LEVY: **Zum Frieden bereit?** Spirituelle Impulse des Judentums für eine Verständigung im Nahen Osten. Pforte Verlag, Dornach 2005. 67 Seiten, 7 EUR.

Ein kleines, schmales Bändchen von überraschend gewichtigem Inhalt ist erschienen: eine geraffte Geschichte des jüdischen Volkes vom Alten Testament bis in die Gegenwart.

Levy beschreibt diesen Weg anhand der vorhandenen schriftlichen Überlieferung in knapper und klarer Sprache aus dem spirituellen Hintergrund des überlieferten äußeren Geschehens. Dabei gelingt ihm auf weniger als sechzig kleinformatigen Seiten eine überzeugende Darstellung der Entwicklung der geistig-seelischen Verfassung des in der jüdischen Ethik und Religion verhafteten Menschen von Abraham bis heute. Insbesondere lässt er die in der jüdischen Religion hinter der von Gewalt geprägten äußeren Geschichte der Landnahme waltenden Friedensimpulse sichtbar werden.

Der beschriebene Weg kann auch als Emanzipation des Menschen von seinem Gott und seiner Blutsverbundenheit zum auf sich selbst gestellten Individuum verstanden werden. Das wäre eine Entwicklung, die andauert, ihr Ziel noch nicht erreicht hat, in der wir uns als Individuen alle befinden. Und die der jüdische Mensch zweitausend Jahre lang als geografisch Entwurzelter, in der Fremde und auf weite Strecken immer wieder in der Opferrolle, als an den Rand der Gesellschaft Gedrängter, Verfeimter, Verfolgter erlebt und erlitten hat – um in deren jüngerem Abschnitt, mit der Rückkehr nach Palästina und der Gründung des Staates Israel, heute selbst von vielen in einer Täterrolle gesehen zu werden. Wer je irritiert vor der Frage stand, wie das jüdische Volk, das in zweitausendjähriger Diaspora seine Identität bewahrt und als Volk gelitten hat wie kein anderes, sich als israelisches in der Auseinandersetzung mit den sich gegen Vertreibung und Unterdrückung wehrenden Palästinensern dem alttestamentarischen »Auge um Auge, Zahn um

Zahn« verschreiben konnte, kann sich von Levy zum Verständnis anleiten lassen.

Der Autor enthält sich aller Larmoyanz und jeglichen Moralisierens. Sachlich-nüchtern weckt er Verständnis und überwindet dabei die zur schnellen Parteinahme verleitenden atavistischen Emotionen, die wohl in jedem von uns noch virulent sind und mit denen sich humane Zukunft nicht gestalten lässt. Damit ergreift dieser Essay eine Dimension, die weit über den lokalen Konflikt Israels mit seinen Nachbarn hinausreicht. Schlaglichtartig beleuchtet er Wege aus der aktuellen globalen Krise des um globale Hegemonie kämpfenden Kapitalismus, mit ihren sozialen Verwerfungen, dem Terror als ultima ratio unterdrückter und gekränkter Minderheiten, dem Gegenterror der legitimen Staatsgewalten und dem »Kampf der Kulturen«. (Das spricht Levy selbst so nicht aus. Es ist die Quintessenz dessen, was der Rezensent für sich darin gefunden hat.)

Es hängt viel für die Welt davon ab, ob Juden und Palästinenser zum Frieden finden. Am Ende seiner Betrachtung stellt Levy fest, dass europäische Politik sich in den letzten Jahren ihrer Verantwortung für das Geschehen im Nahen Osten weitgehend entzogen habe. Und schließt mit den Worten: »In diesem Sinne ist der Nahost-Konflikt auch eine Herausforderung für die Kultur Mitteleuropas.«

Mehr noch: Der Titel dieser Abhandlung richtet seine Frage an uns alle. Und Frieden bedarf im Großen wie im Kleinen spiritueller Assistenz. Ein erhellendes und Hoffnung weckendes Büchlein zur rechten Zeit. Möge es weite Verbreitung finden.

Martin Britsch

Gabriels Einflüsterungen

JAYA GOPAL: **Gabriels Einflüsterungen.** Eine historisch-kritische Bestandsaufnahme des Islam. Ahriman-Verlag, Freiburg im Breisgau 2004. 467 Seiten, 24,80 EUR.

Das Buch ist der fünfte Band einer Reihe »Un-erwünschte Bücher zur Kirchen- und Religionsgeschichte«. Es dürfte die rücksichtsloseste Islam-Kritik sein, die bisher erschienen ist und stellt Salman Rushdies »Satanische Verse« weit in den Schatten. Dies ist umso bemerkenswerter, als der 1944 geborene Verfasser aus dem islamisch dominierten Bundesstaat Andhra Pradesh im Norden Indiens stammt. In 14 fundierten Kapiteln behandelt der Autor, ein indischer Freidenker und Verfasser religionskritischer Bücher, Geschichte und Gegenwartserscheinungen des Islam mit vernichtenden Ergebnissen: »Der Islam: Feind der Geistesfreiheit. Die Tradition von Mordanschlägen und öffentlichen Hinrichtungen von Kritikern und Ketzern im Islam beherrscht noch immer die Köpfe der Moslems – getreu dem Beispiel Mohammeds, wie schon ausführlich beschrieben. Tausende von Rationalisten, Mystikern (Sufis) und Häretikern sind durch das Schwert des Islam gestorben ... Seit dem Mittelalter hatte sich die Lage verschlechtert, weil viele hundert als Moslems geborene Intellektuelle, Schriftsteller, Dichter und Reformen systematisch beseitigt worden waren ... Da Freiheit und klassische Menschenrechte mit der grundlegenden Lehre des Islam nicht vereinbar sind, gibt es heute kein islamisches Land auf der Welt, in dem ein Freidenker ... oder ein der Religion ungefälliger Wissenschaftler ungekränkt und ungefährdet seine Meinung äußern könnte.«

Dazu ist allerdings anzumerken, dass der Verfasser bekennender Atheist ist und daher seine Islam-Kritik als totale Ablehnung von Religion überhaupt betrachtet werden kann. Daraus mag sich auch eine mangelnde Unterscheidung zwischen Arabismus und durchaus vorhandenen ethischen Inhalten des Islam ergeben. Doch die heute auch im Westen zunehmend irritieren-

de Präsenz islamischer Orthodoxie und deren rückwärts gewandten Forderungen geben dem Buch leider wieder Recht.

Es übergeht allerdings die Verdienste islamischer Gelehrter bei der Erhaltung antiken und besonders altgriechischen Kulturguts. Aber konnten diese Verdienste das Meer von Blut und das namenlose Leid zahlloser versklavter Menschen, von Frauen und Kindern im islamischen Machtbereich aufwiegen? Das Buch, in manchen Passagen salopp übersetzt, scheut keine Tabus und beschreibt eindringlich z. B. die frühere und noch heutige Erniedrigung der Frauen im Islam ebenso wie die – nach Meinung des Autors – menschenverachtenden historischen Wurzeln dieser Konfession. Die letzten Kapitel schildern ungeschminkt die heutige Wirklichkeit islamischer Länder, wie wir sie zunehmend in der westlichen Presse beschrieben finden. In diesem Buch vermisse ich allerdings eine Ablehnung des tierquälerischen Schächstens. Trotz mancher Mängel und Einseitigkeiten in der Darstellung wünscht man dieser mutigen Kritik eine weite Leserschaft – und deren Verfasser ein unbehelligtes Leben. *Peter Götz*

ArchiSkulptur

MARKUS BRÜDERLIN (HRSG.): **ArchiSkulptur.** Dialoge zwischen Architektur und Plastik vom 18. Jahrhundert bis heute. Hatje Cantz Verlag, Ostfildern-Ruit 2004. 224 Seiten, 49.80 EUR.

Der Ausstellungskatalog¹ breitet viel Material aus. Zehn chronologische Kapitel zeichnen die Ausstellung nach. Skulpturen und Architektur begegnen sich aufgrund sichtbarer Ähnlichkeiten oder Prinzipien – wie etwa Max Bills »unendliche schleife (Version V)« und das auf Grundlage des Möbiusbandes von Ben van Berkel und Caroline Bos entworfene »Möbius Haus«. Es wird, wer nach dem Warum der Dialoge zwischen Skulptur und Architektur fragt, nur wenige Antworten in dem Katalog finden. Allerdings überzeugt letzterer durch Zusammenführung doch sehr unterschiedlicher Positionen,

Kunstwerke sowie architektonischer Entwürfe und führt so – zumindest ist das zu vermuten – zu eigenen Forschungen und Studien.

Was die Bronzeskulptur »Portrait du Professeur Gosset« von Raymond Duchamp-Villon aus dem Jahre 1917 und eine Detailaufnahme von Rudolf Steiners zweitem Goetheanum von Südwesten aus gesehen tatsächlich gemeinsam haben, muss der Leser sich ebenso erarbeiten wie die »Verwandtschaft« zwischen dem Innenraum der Kathedrale Saint-Nazaire in Carcassonne und Rhodins Plastik »La cathédrale« von 1908. Er kann jedoch auch bei der Lektüre bemerken, dass »ArchiSkulptur« ein Thema aufgreift, dass zu längerer Beschäftigung verführen kann, stellt sich doch bald die Frage, wie Formen in der Architektur und Skulptur in der ihnen gemäßen Weise entstehen können. Wie schwer hierauf wirklich Antworten zu finden sind, zeigt sich in den kurzen Entgegnungen von zwölf Persönlichkeiten, denen je vier Fragen unter dem Thema »Will Architektur Skulptur werden?« gestellt wurden. Dabei weist der freie Architekturkritiker Andreas Ruby auf die Notwendigkeit der »Sozialen Plastik« Josef Beuys' hin, Bazon Brock, Professor emeritus für Ästhetik, spricht vom »Attitüdenzirkus, der Architekten dazu verleitet, sich als bildende Künstler zu gerieren«. Drei einleitende Aufsätze – »Kubus und Uterus«, »Skulptur als »Shifter: Zum Verhältnis von Skulptur und Architektur« und »Blur, Monolith, Blob, Box: Atmosphären der ArchiSkulptur« – umkreisen das Thema allgemein. In den zehn Kapiteln werden bestimmte Beziehungen zwischen Architekturen und Skulpturen reflektiert. Walter Kugler etwa betrachtet die Baukunst der »Philosophenbaumeister« Rudolf Steiner und Ludwig Wittgenstein. Im Hinblick auf das Layout wünschte man sich, dass die Übergänge der Fotos zum Text und untereinander nicht ganz so hart wären – aber vielleicht ist dies ja Ausdruck der Ambivalenz zwischen Plastik und Architektur. In jedem Fall ein Werk von bleibendem Wert, das auch in Englisch erhältlich ist.

Matthias Mochner

1 Siehe Seite 71 in diesem Heft.

Gestalt-Metamorphosen

»Mensch + Architektur«. **Metamorphosen.** Gestaltfindung im Lebendigen. Architekturprojekte und Beiträge. Nr. 52/53, 10/2005. 63 Seiten, 13 EUR.

Mit ihrem neuen Themenheft geht die Zeitschrift »Architektur + Mensch« der Frage nach, wie das Denken, das dem Konstruieren und Bauen vorausgeht, beschaffen sein könnte, dass es in der Lage ist, adäquat auf die Lebensumwelt einzugehen und in sie gestaltend einzugreifen. »Goethes Idee von der Metamorphose könnte hier einen innovativen Ansatzpunkt darstellen«, heißt es im Editorial. Und entsprechend handeln die vielfältigen, auch interdisziplinären Beiträge auf ganz unterschiedliche Weise von Metamorphosen:

»Metamorphosen des Raumes und des Bewusstseins« (Pieter van der Ree, Architekt), »Die Idee der Metamorphose: Bildeprinzip im Lebendigen« (Andreas Suchantke, Biologe), »Die Metamorphosen im Fluss« (John Wilkes, Schöpfer der sog. Flowforms), »Metamorphose des Lebens. Wie sich kindliche Entwicklung und Schulbau entsprechen können« (Johannes Schuster, Klassenlehrer), »Geometrie des Lebendigen« (Ernst Schubert, Mathematiker), »Vom Raumbild zur Raumbildung. Gestaltbildende Prozesse als Metamorphosen architektonischen Entwerfens« (Jörg Schröder, Architekt). Dazu kommen Beiträge, in denen Bauten und Projekte der Architekturgeschichte unter dem Metamorphosegesichtspunkt beleuchtet und untersucht werden, sei es die arabisch-byzantinisch-normannische Architektur in Palermo (Matthias Mochner) oder Scharoun's Entwurf für eine Volksschule (Joachim Zimmer). Karl-Heinz Bodack entwickelt unter dem Titel »Metamorphose wagen« eine Methode für die Gestaltungsarbeit in Design und Architektur. – Die Klammer all dieser anregenden Darstellungen ist die Frage nach einer Architektur, die nicht nur irgendwelche Behausungen schafft, sondern durch ihre Innen- und Außenraumgestaltung ihrerseits dem sich entwickelnden und

auf die unterschiedlichsten Weisen sich betätigenden Menschen bis ins Denken Belebung und Anregung verschafft. Pieter van der Ree macht in seinem entwicklungsgeschichtlichen Auftaktbeitrag auf das Urphänomen aufmerksam, wie durch die Erschaffung von Innenräumen ein anderes Verhältnis des Menschen zu seiner Umgebung entsteht und damit Entwicklung bewirkt. »Ja, durch die Erschaffung des Innenraumes entsteht erst ein Außenraum! Das heißt, der ungeteilte, natürliche Raum, worin man bis jetzt gelebt hat, wird zum Außenraum dadurch, dass ein Innenraum gebildet wird. Es ist die Tätigkeit des Bauens, die diese Scheidung, die Polarität von innen und außen, entstehen lässt.« Jede Metamorphose entsteht aus einer Polarität, und alles, was sich entwickelt, wirkt auch wieder verwandelnd auf seine Umgebung zurück.

Stephan Stockmar

Göttliche Proportionen

ALBERT VAN DER SCHOOT: **Die Geschichte des goldenen Schnitts – Aufstieg und Fall der göttlichen Proportion.** frommann-holzboog Verlag, Stuttgart 2005. 382 Seiten, 76 EUR.

Der goldene Schnitt übt nach wie vor eine Faszination aus, sowohl in der mathematischen Proportionenlehre wie in der Ästhetik. Es handelt sich dabei um eine irrationale Teilung einer Strecke mit der Eigenschaft, dass der kleinere Teil sich zum größeren Teil so verhält wie der größere Teil zur ganzen Strecke. Der goldene Schnitt scheint ein auf lange Tradition zurückgehendes ästhetisches Prinzip zu sein, das verschiedene große Geister beschäftigt und fast als letzte allgemeingültige Regel in der Kunsttheorie noch ihren Platz hat.

Albert van der Schoot zeigt in seiner gründlichen Studie, dass die allfällige Bedeutung, die man noch heute dem goldenen Schnitt zumisst, weder auf die Antike zurückgeht, noch in der Renaissance »neu« belebt wurde, sondern letztlich ein Produkt des 19. Jahrhunderts ist. Das

beginnt schon damit, dass der Ausdruck »goldener Schnitt« vor dem 19. Jahrhundert nicht belegbar ist.

In Euklids »Elementen« wird er selbstverständlich abgehandelt, als Bestandteil der arithmetischen Proportionenlehre, ohne irgendeinen Bezug auf Anwendungen in Kunst oder Wissenschaft. In der Überlieferung der Pythagoräer, wie auch bei den übrigen antiken Autoren, lässt sich weder eine besondere Verehrung des goldenen Schnittes noch eine tiefergehende Beschäftigung damit nachweisen. Die meisten diesbezüglichen Äußerungen lassen sich direkt auf die rein mathematischen Ausführungen in Euklids »Elementen« zurückführen.

Erst in der Renaissance kommt es zu einer eigenen Abhandlung über den goldenen Schnitt, die »Divina Proportione« von Luca Pacioli (1445–1517). Diese breit angelegte Studie scheint jedoch ein isoliertes Phänomen gewesen zu sein, die weder Zeitgenossen und Freunde wie Piero della Franchessa und Leonardo da Vinci zu weiter- und tiefergehenden Studien veranlassten, noch einen Nachhall in späteren Generationen hatte. Vor allem jedoch behandelte Pacioli selbst den goldenen Schnitt fast ausschließlich als mathematisch-geometrisches Phänomen. Und da, wo er in die Praxis, insbesondere in die Lehre von der guten und schönen Architektur übergeht, stützt er sich weitgehend auf die Traditionen der klassischen rationalen Proportionenlehre des Vitruvius.

Eine Sonderstellung, allerdings auch ohne direkte Auswirkungen, nimmt Kepler (1571–1630) ein. Er maß nicht nur dem goldenen Schnitt eine besondere Stellung zu und entdeckte den Zusammenhang desselben mit der Fibonacci-Folge, sondern war auch der erste, der beide Elemente mit Naturphänomenen verknüpfte.

Diese Gedanken und deren weitergehenden Untersuchungen wurden erst von Adolf Zeising (1810–1876) in seiner 1854 erschienenen »Neuen Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers« wieder aufgegriffen und zum alles beherrschenden Prinzip hochstilisiert. Seine empirischen Nachweise – mit Ausnahme der Phyllotaxis, der Blattstellungslehre bei den höheren Pflanzen – stehen jedoch auf wack-

ligen Füßen. Letzteres trifft auch auf die empirischen Untersuchungen von Gustav Theodor Fechner (1801–1887) und seiner Nachfolger zur Präferenz von geometrischen Figuren in goldenen Proportionen zu: Sie verliefen zunächst vielversprechend, ließen sich aber später (bis in unsere Zeit hinein) auch nach geeigneten Variationen der Versuchsbedingungen nicht hinreichend bestätigen. Zudem wurde sowohl die Versuchsmethodik grundsätzlich in Frage gestellt als auch die Bedeutung so simpler Figuren wie Rechtecke für das ästhetische Empfinden zumindest kontrovers diskutiert.

Als Fazit ergibt sich, dass der goldene Schnitt als ästhetisches Ideal eine Erfindung des 19. Jahrhunderts ist. Für den Autor sind vor allem zwei Gründe für diese Tatsache und ihre Auswirkungen bis in unsere Zeit hinein verantwortlich: Erstens wurde das Irrationale im 19. Jahrhundert nicht mehr als etwas Außernatürliches und damit auch Außermenschliches erlebt. Das Irrationale wurde nicht nur im mathematischen und physikalischen Bereich zum selbstverständlichen Bestandteil theoretischer Reflexionen, sondern wurde auch Teil der ästhetischen Praxis, insbesondere in der Musik (wohltemperiertes Klavier). Zum zweiten ist es vor allem das allgemeine Prinzip der Einheit in der Verschiedenheit, das viele Geister im 19. Jahrhundert im Nachklang zum deutschen Idealismus, in der Romantik, fasziniert hat, und welches im goldenen Schnitt in besonders prägnanter (und simpler) Weise zum Ausdruck kommt und dem deshalb eine ästhetische Sonderstellung zuerkannt werden kann.

Und doch: Die Allgegenwärtigkeit des goldenen Schnittes ist nach wie vor keine handfeste theoretische oder empirische Tatsache, sondern eine romantische Denkfigur, »die als ideales Verhältnis nicht von (Natur-)Bereichen oder Epochen abgeleitet ist, sondern auf Bereiche oder Epochen, die sich für ein solches Idealbild eignen, projiziert wird«.

Das Buch von Schoot ist gründlich recherchiert, gut dokumentiert und leicht lesbar und kann jedermann, der eine Schwäche für den goldenen Schnitt hat, zur Vertiefung seiner Kenntnisse sehr empfohlen werden. *Renatus Ziegler*

Himmel hinter Gittern

JAN DE COCK: **Hotel hinter Gittern. Von Knast zu Knast – Tagebuch einer außergewöhnlichen Weltreise.** Verlag Wolfgang Kunth, München 2005. 393 Seiten, 12,90 EUR.

Ein junger Mann aus Belgien spricht beim Gefängnisdirektor von Talca (Chile) vor. Er möchte die Lebensbedingungen der Gefängnisinsassen am eigenen Leib erfahren, möchte für ein paar Tage eingesperrt werden. Doch sein Ansinnen stößt auf Einwände. Denn wer eingesperrt werden will, muss sich strafbar machen! Der Gefängnisdirektor schlägt dem Mann mit dem ungewöhnlichen Begehren vor, er könne doch zum Beispiel – ein Huhn stehlen. Welche Strafe darauf stehe? Das Minimum, fünf Jahre ...

Mit dieser etwas launig anmutenden Anekdote beginnt ein Reisetagebuch, das in seinem Genre seinesgleichen wohl sucht: Jan de Cock, dies ist der Name jenes Mannes, hat ein Jahr lang alle Kontinente bereist und ist dort von Gefängnis zu Gefängnis gezogen, immer mit demselben oben beschriebenen Anliegen. Vielfach wurde ihm Einlass gewährt, aber um das allein zu erreichen, hatte er bizarre Begegnungen und Situationen, ja Abenteuer zu bestehen. Was er dann hinter Gittern in Australien, in China, in Pakistan, in Uganda, in Litauen, in Guatemala oder in den USA erlebte, geht weit hinaus über das, was der politisch halbwegs kundige Leser erwarten wird: Drogen, Gewalt, Bestechung, Missbrauch, Ohnmacht, Hoffnungslosigkeit. Denn Jan de Cocks Intention lag nicht darin, die zumeist ja bekannten (und allzu oft verdrängten) Missstände aufzuzeigen. Das geschieht natürlich in seinen Berichten ohnehin implizit, und zwar auf eindrucksvolle Weise. Vielmehr lag ihm daran, den Menschen zu begegnen, an ihren Schicksalen Anteil zu nehmen, »das Herz der Gefangenen klopfen zu hören«: Wie ist es, nicht nur zu sprechen, sondern ein paar Tage lang zu leben (immer auf eigene Gefahr, versteht sich) mit Menschen, die gemordet haben – aus Wut, Verzweiflung, oder als berechnend handelnde, abgestumpfte

Auftragstätter? Mit Menschen, die jahrelang angekettet essen, schlafen und duschen müssen? Mit Menschen, die auf ihre Hinrichtung warten, mitunter seit Jahren?

Es ist für Jan de Cock vom ersten Tag an ein Leben gewesen, in dem er unermesslich bereichert wurde durch die Art, wie diese so verschiedenen Häftlinge in aller Welt auf jemanden reagierten, der freiwillig einer von ihnen sein will – ohne dabei etwas von ihnen zu wollen. Ein Leben, das angesichts misstrauischer Wärter auch außerhalb der Gefängnismauern gefährlich für ihn gewesen ist; so wurde er in Laos erst einmal verprügelt und selber eingesperrt, dieses eine Mal allerdings unfreiwillig. In der Zelle kauend, denkt er sich: »Man kann sich nur schwer vorstellen, dass es derselbe Planet ist, auf dem gerade Lehrer Schülern das Dividieren beibringen, im Parlament über die Altersversorgung debattiert wird, in Schaufenstern Muttertagsgeschenke angepriesen werden.« – Außerhalb der Mauern gab es aber auch eindrucksvolle Momente, etwa die Begegnung der Angehörigen eines Mordopfers mit dem Täter, bei der Jan de Cock zugegen sein durfte.

Jan de Cock hat die Nähe all dieser Menschen gesucht, hat sich für die Hunderte und Aberhunderte von Schicksalen interessiert, die hinter dem Faktischen einer Straftat, einer Verurteilung, eines Strafvollzuges die menschliche Wirklichkeit sind. Er hat es dabei in Kauf genommen, stets »mit einem Bein in der Hölle« zu stehen. Dass er diese Schicksale, die Trauer, den Humor, die Spiritualität, die Verehrung, die Sensibilität, ja die Liebefähigkeit und Liebenswürdigkeit aller der von ihm besuchten Menschen entdecken konnte und sie dem Leser so eindrucksvoll zum Erlebnis bringt, darin liegt das Großartige dieses Buches, wie auch darin, dass er es vermocht hat, diese ernsten Inhalte in einer geschmeidigen, leichten, fast heiteren Sprache zu vermitteln, die eindringlich, jedoch frei von Sentiment und Pathos ist. Jan de Cock klagt nicht in einseitiger Weise an, er macht sich nicht vordergründig zum Anwalt der Gefangenen, sondern zeigt dem Leser die »Spuren des Himmels«, die er hinter Gittern immer und immer wieder entdeckt hat.

Johannes Roth

Männerwerkstatt

ULRICH MEIER: **Männerwerkstatt – Nachdenken über das starke Geschlecht.** Urachhaus Verlag, Stuttgart 2005. 127 Seiten, 16,50 EUR.

»Männerwerkstatt« von Ulrich Meier ist ein originelles, ein schönes Buch. Es führt den Leser in den »Hobbykeller einer Männerseele« und gibt ihm dort Material, Ausstattung und Werkzeug in die Hand, um in schöpferischer Selbstreflexion »Facetten möglicher männlicher Identitäten« zu erkunden und – bastelnd, probierend, faulenzend – neue zu entwerfen.

Im Selbstgespräch geht der Autor sozusagen mit gutem Beispiel voran, wobei er gleich einräumt, dass er die 28 Männer, die in den genannten drei Hauptkapiteln persönlich zu Wort kommen, selber noch nicht einmal sei. Es geht ihm um eine spielerische Bewusstmachung männlicher Seelenqualitäten und (arche-)typischer biografischer Prozesse. Sachlich und dabei künstlerisch aus verschiedenen Perspektiven auf etwas »Natürliches« zu blicken, eröffnet ungewohnte Spiel-Räume. In diesem Anstoßgeben besteht der Reiz des Buches, das mit 28 Zeichnungen von Kerstin Carbow gelungen illustriert ist.

Die einzelnen Bilder sind als ein Kartenspiel aufgebaut. Das erste Kapitel »Material« sichtet die jedem Mann vorgegebenen »fundamentalen Setzungen« und Lebensphasen: So ist jeder Mann zum Beispiel zuerst einmal »Der Sohn«. Hervorzuheben sind hier die Geschichten »Der Junge« und »Der Bruder«, dessen Nachsinnen über das ewige Problem der Konkurrenz in die tiefe Frage mündet: »Gibt es einen Ausweg aus dem Zwang, entweder Kain oder Abel sein zu müssen?« Im zweiten, dem Hauptteil »Ausstattung« wird ein Einblick gegeben in klassische Männerrollen. Hier herrscht mehr Gestaltungsmöglichkeit und dadurch die Freiheit zum Irrtum, zur Einseitigkeit. Es kommen zu Wort u.a. »Der Spieler«, »Der Entdecker«, »Der Sportler«, »Der Hausmann«, »Der Karrieremann« und »Der Liebhaber«. Treffend auch die Auswahl von dem »Werkzeug« im Schlusskapitel, von

dem man(n) »Die Sexualität« ebenso braucht wie »Die Spiritualität«, »Die Krankheit« ebenso wie »Die Albernheit«. Die hier durchgängig weiblichen Artikel (vor den Hauptwörtern) lassen die Frage entstehen, ob dies nur Zufall sei oder ob gerade »die weiblichen Anteile der Männerseele ... am besten dazu geeignet sind, gestaltend an der männlichen Identität zu arbeiten?«

Der Autor besitzt die Fähigkeit, bewusstseinsgeschichtliche und biblische Mythen in einfachen, aber nicht vereinfachenden Worten wiederzubeleben und neu zugänglich zu machen. Das liegt vielleicht daran, dass Ulrich Meier nicht nur Priester der Christengemeinschaft, sondern auch ein Poet ist. Nicht nur Männern sei dieses Buch hiermit wärmstens empfohlen – denn mit Wärme und Humor ist es geschrieben, mit erfrischender Nüchternheit und Offenheit weist es aber auch über sich hinaus, indem es für eine menschliche, selbst-bewusste Betrachtung geschlechtlicher Rollen wirbt.

Andreas Laudert

Alchemie und Traum

VIRGINIA PITTS REMBERT: **Bosch und die Lissaboner Verführung**. Parkstone Verlag, Temporis Reihe, New York/ Kingdom of Spain 2004. 256 Seiten, 14,95 EUR.

Während Hans Holländer in seiner berühmten Bosch-Studie die »Weltbilder und das Traumwerk« Boschs als alle Bereiche des Organischen und Anorganischen assoziierende Bildsprache einer *Conditio Humana* im Ausgange der Reformation behandelte, Wilhelm Fraenger Boschs Werk auf die Symbolik der Geheimsekte der Adamiten zurückführte und Lyanda Harris seine Kunst mit der geheimen Bilderwelt der Katharer in Verbindung brachte, stellt die Kunsthistorikerin Pitts Rembert die Frage, ob Boschs Bildwelt überhaupt mit einer konsistenten Interpretation begegnet werden könne.

Die Autorin bezweifelt nämlich, dass Symbole eine autonome Existenz haben. Somit können sie auch nicht schlüssig entzifferbare Bedeu-

tungsträger einer Bosch unterstellten Weltanschauung sein, so ketzerisch diese auch gewesen sein mag. V. Pitts Rembert kommt zu diesen Schlussfolgerungen, nachdem sie in den ersten drei Kapiteln des mit reichem Bildmaterial versehenen Buches klassische Bosch-Interpreten wiedergegeben und einer kritischen Prüfung unterzogen hat. Es ist klar, dass sie mit diesem Verfahren ihrem eigenen Ansatz Geltungsanspruch verleihen will, einem Ansatz, der beansprucht, zum angeblich bisher kaum behandelten Kernproblem der anschaulichen Denkform Boschs vorzudringen. Diesen entdeckt die Autorin in zwei die europäische Kunst zu Boschs Zeiten beherrschenden Kunstimpulsen. Es ist zum einen der am Ideal der antiken Schönheit orientierte südliche Kunstimpuls der romanischen Länder und zum anderen die nördlich-germanische Kunstströmung, die sich ganz aus Phantasie- und Willenskräften speist, so eine auch ins Dämonische und Zwischenweltliche hineinreichende Ausdruckskunst hervorbringend. Diese von der Autorin festgestellte Polarität, sehr an Rudolf Steiners Charakterisierungen in seinen Vorträgen »Kunstgeschichte als Abbild innerer geistiger Impulse« erinnernd, konstituiert das Kunstschaffen, einmal in die am Intellekt und mathematischen Ordnungsfiguren orientierte Renaissancekunst Italiens einfließend, zum anderen die gestische und individualistische Ausdruckskunst Mittel- und Nordeuropas prägend. Bosch figuriert demgemäß als typischer Vertreter des nordisch-mitteleuropäischen Kunstimpulses. Pitt Rembert spezifiziert Boschs Kunstschaffen als eine Form bewusster Traumerzeugung durch das Mittel freier Ideenassoziationen. Dabei zeige Bosch eine Welt des Dämonischen, die durch eine Abwesenheit alles »Normalen« gekennzeichnet sei. Eine vielsprachige Leidenswelt in Gestalt einer gemalten Dämonenkunde werde in vielen Bildern vorgeführt, und dies in einer an folgende Ausführungen Huxleys erinnernden Art: »Der Mensch dreht das Rad der Sorgen, brennt im Feuer des Verlangens, wandelt durch ein Tal der Tränen, führt ein Leben, das nicht besser ist als eine von einem Narren erzählte bedeutungslose Geschichte.«

In der Folge referiert die Autorin Geschichte und Symbolik des Antoniterordens, den Wandel von der frühchristlichen Auffassung des Bösen in der einen Gestalt Satans bis zur scholastischen Konzeption einer Vielzahl von Dämonen, die für Phänomene wie Schlafwandeln, Melancholie, Geisteskrankheiten, Pest und Tod verantwortlich gemacht wurden. Diese sehr informativen Einblicke in die spätmittelalterliche Dämonologie werden durch Untersuchungen zur Hexenkunde, dem Tarock und der Alchemie ergänzt, allesamt Strömungen, die zur Zeit Boschs allgegenwärtig waren und so auch Eingang in seine Bildwelt gefunden hätten. Bis ins Detail stellt Pitts Rembert den Tarock und die Grundaussagen der Alchemie vor und breitet damit vor dem Leser eine Symbol- und Bedeutungswelt aus, wie sie in vielen Segmenten von Boschs Bildwelt wiedergefunden werden kann. Gezielt führt die Autorin das ausgebreitete spätmittelalterliche hermetische Wissenskompendium auf Boschs Lissaboner Triptychon »Die Versuchung des Heiligen Antonius« hin, das im Bild des einsam lesenden Eremiten-Mönches eingeführt wird. Dieser wird als das gesamte Triptychon bedeutungsmächtig umfassende Sinnbild der Verknüpfung zwischen Heiligem, Melancholie und saturnischem Mystizismus begriffen. Das Drama des Heiligen Antonius in seinem Wechselspiel zwischen Krisen und ruhiger Kontemplation spiegelte in der letzten Phase des Mittelalters die populäre Thematik der saturnisch-melancholischen Befindlichkeit des innerlich Suchenden. Man zählte die Mönche zu den Melancholikern, in der Ikonographie der Temperamente wurde die Melancholie häufig durch einen einsamen Mönch symbolisiert. Durch seinen Reichtum und sein therapeutisch-medizinisches Wirken war der von Antonius gegründete Antoniterorden äußerst populär.

Mit diesen Hintergründen ausgestattet wird der Leser von der Autorin in eine minutiös und ausführlich beschreibende Bildbetrachtung des Triptychons »Die Versuchung des Heiligen Antonius« entführt, in deren Verlauf ihm die ganze Rätselhaftigkeit und Verschlüsselung des geheimnisvollen Werks erst bewusst

wird. Bis in die Details der Bilder wird eine gewiss skurrile Bildwelt nacherlebbar, in der sich das saturnisch-melancholische Drama in dem inneren Kampf der Seele zwischen Gut und Böse, zwischen Heiligen und Teufeln, zwischen den acht Stufen der Versuchung und der inneren Seelenstärke des Antonius ausbreitet. Historisch ist diese grandiose Darstellung eines christlichen Seelendramas, das gleichsam ein Schulungsweg ist, vor dem Hintergrund der vorreformatorischen innerkirchlichen Konflikte zu lesen, eines Konfliktes zwischen den Hütern traditioneller Demut und Reinheit und den von Bosch attackierten klerikalen Kräften, die durch Ausbeutung, Korruption und Machtgier den Glauben diskreditierten. Dieses Buch stellt eine äußerst lohnende Lektüre dar.

Gerd Weidenhausen

Vom Schnee und von der Hingabe

ORHAN PAMUK: **Schnee**. Roman. Aus dem Türkischen von Christoph K. Neumann. Carl Hanser Verlag, München, Wien 2005. 520 Seiten, 25,90 EUR.

Es schneit und schneit in diesem Roman, am Anfang, am Ende. Der Schnee deckt zu, hüllt ein, dämpft die Laute, lässt fast blind werden, macht aber auch Stille hörbar, schärft die Augen für Kontraste, eint und trennt zugleich. Und: Der Schnee kann von der übrigen Welt isolieren und dann begrenzte Aufstände ermöglichen, denn niemand kann fort und niemand zu Hilfe kommen.

Ein Dichter namens Ka fährt mit dem Bus, der kaum den Weg findet, in die türkische Provinzstadt Kars, im tiefsten Anatolien, an der Grenze zu Russland (zu dem es einst gehörte).¹ Auch das ist seine Heimat, die ihm vielfach fremd geworden ist und umgekehrt. Er hat, wie er sagt, von einer Istanbuler Zeitung den Auftrag, die seltsamen Selbstmorde zu untersuchen, denn in Kars sollen sich einige junge Frauen

umgebracht haben, weil man sie gezwungen hat, ihr Kopftuch abzulegen. Oder überwiegt das persönliche Motiv, denn Ka möchte auch Ipek wiedersehen, eine schöne Freundin aus der Studienzeit? Das anscheinend eher nicht, denn Ka »war einer der Moralisten, die sich selbst überzeugt haben, dass das größte Glück des Menschen sei, nichts für sein persönliches Glück zu tun. Überdies hätte er es mit seiner elitären westlichen Bildung nicht vereinbaren können, eine Frau, die er kaum kannte, aufzusuchen, um sie zu heiraten ...«.

Kaum ist er angekommen, wird Ka sofort in einen brodelnden Kessel von Volks- und Interessengruppen hineingezogen: Kurden, Armeniern, Aserbaidzhanern, Russen, Türken, Kemalisten – und vor allem Islamisten, die ihm, dem »verwestlichten« Dichter – er hat vorher zwölf Jahre in Frankfurt gelebt – gleich doppelt skeptisch gegenüberstehen. Das äußere Geschehen kulminiert an einem langen Abend im Volkstheater, der im lokalen Fernsehen unmittelbar übertragen wird: Nach kleineren Szenen, dem rückblickenden Monolog eines früheren Nationaltorwarts, Sketchen, Tanz und Liedern kommt Ka an die Reihe und trägt ein kurz zuvor entstandenes Gedicht vor mit dem Titel: »Ort, an dem Allah nicht ist«. Darauf folgt das Theaterstück »Vaterland oder Turban«, ein »Stück über ein Mädchen, das seinen Schleier verbrannte« – es kommt zum Tumult im Zuschauerraum, Schauspieler greifen als »Islamisten« ein, Soldaten mit Gewehren tauchen auf ... bis dahin glauben noch alle, ein Schauspiel zu sehen, dann aber wird wirklich geschossen, es gibt Verletzte und Tote. Eine Revolution, die, wie man es deutet, von zentralen Stellen gesteuert wurde, um die bevorstehende Wahl zu beeinflussen, bei der die Islamisten wahrscheinlich die Oberhand gewonnen hätten.

Das »innere Geschehen« aber, wenn man so will, ist von anderer Art: Während des ganzen Aufenthaltes in Kars schreibt Ka ein Gedicht nach dem anderen: Jedes von ihnen entzündet sich an seinen Wahrnehmungen und kommt aus ihm heraus, neunzehn insgesamt. Über diese Gedichte erfährt der Leser ziemlich wenig: die Überschriften, gelegentlich eine Inhaltsan-

gabe – und doch sind sie in zwei akribischen Verzeichnissen am Schluss des Buches aufgeführt, als handle es sich um eine Ausgabe letzter Hand. So präzise der Roman sein mag – vor allem in den psychologischen Selbst-Interpretationen ist er ausgesprochen feinsinnig und differenziert –, so sehr ist er auch ein Buch der Leerstellen, die von der Phantasie des Lesers zu füllen sind. Das merkwürdigste Element dieses Textes – und zugleich wohl das Kernstück vom Sinngehalt her – ist eine Grafik ungefähr in der Mitte des Buches: Sie zeigt vereinfacht einen Schneekristall, drei Achsen, eine waagrecht, die anderen beiden schräg, mit jeweils zwei Zweigen am Ende – die drei Achsen tragen die Bezeichnung Vernunft, Phantasie und Erinnerung (waagrecht), und außerdem sind an den Achsen, an den Enden die neunzehn Gedichte eingetragen. In der Mitte, am Kreuzungspunkt heißt es: »Ich, Ka – das schöpferische Ich, das aus Vernunft, Phantasie und Erinnerung in einer realen Situation Gedichte schafft ...«

Die Handlungsstränge des Romans werden Stück für Stück im Rückblick von einem »alten Freund« zusammengetragen, der sich schüchtern als »Orhan« zu erkennen gibt. Denn nach seinem Aufenthalt in Kars ist Ka nach Frankfurt zurückgekehrt. Er hat Ipek – inzwischen seine Geliebte – nicht bewegen können, ihn zu heiraten und mitzukommen. Etwa vier Jahre später ist der Dichter in Frankfurt ermordet worden. Der »alte Freund« kann viele Fakten zusammentragen, auch den Besitz sichten, aber er findet nicht das »grüne Heft«, in das Ka seine Gedichte geschrieben hat.

Es ist nicht einfach, dem Leser dieser Besprechung einen Schlüssel für den Roman an die Hand zu geben, dazu ist er zu vielschichtig. Gedanken über Einsamkeit und Glück sind zwei der roten Fäden. Der Roman hat, wie der Klappentext zu Recht behauptet, einen melancholischen Grundzug, genauso durchziehen ihn die eher positiven Eigenheiten der Melancholie: die Fähigkeit zur feinsinnigen Beobachtung und ein leiser Humor. Man könnte sich auch an den sprechenden Überschriften orientieren, die an barocke Bräuche erinnern: »Wir sind nicht dumm, wir sind bloß arm« – als Appell

der Islamisten an die westliche Welt gedacht. Oder »Was die Qual des Wartens von der Liebe trennt« oder »Jeder hat eine Schneeflocke«. Scham und Stolz sind zwei Wörter, die Pamuk gerne benutzt – die Scham, aus Armut nicht dazugehören zu dürfen, der Stolz auf die Qualitäten, die davon unabhängig sind. Als Ka Ipek fragt, was er denn am meisten tun möge, damit sie ihn liebe, antwortet sie: »Sei du selbst«. Aus meiner Sicht ist es auch ein Roman der Hingabe: der Hingabe an schöpferisches Tun vor allem, an Liebe und Freundschaft, an Volk, Heimat, politische Gesinnung und Glaube, an die eigene Persönlichkeit und ihre Entwicklung.

Die Erzählweise des Romans ist ausgesprochen kunstvoll: So entsteht ein sehr feinmaschiges Gewebe aus Wahrheit und Fiktion, Glaube und Wirklichkeit, provinziell und globalem Denken und Handeln, politischen und künstlerischen Sichtweisen – oder auch, um an Schiller anzuknüpfen, zwischen Form-»Trieb« auf der einen, sinnlichem »Trieb« auf der anderen und dem Spiel-»Trieb« in der Mitte, der zumindest die Möglichkeit der Befreiung, der Freiheit eröffnet.² Wenn man von einem guten Roman »Welthaltigkeit« erwartet, so ist es hier gelungen, den Bogen aus der tiefsten Provinz nach Europa und in die Welt zu schlagen, den Bezug zu vielen aktuellen Fragen und unausgesprochenen Antworten herzustellen (Rolle des Islam, EU-Beitritt, Karikaturenstreit).

Orhan Pamuk, am 7. Juni 1952 in Istanbul geboren, aufgewachsen in einem gebildeten Elternhaus mit umfangreicher Bibliothek, will kein politischer Dichter sein, das sagt er immer wieder – als Schutzmaßnahme mag die Aussage richtig sein und in einem engeren Sinne stimmt sie. Zum Glück, denn das Politische würde das Künstlerische sonst wahrscheinlich ersticken.

»Die einem Schriftsteller angemessene Art von Politik«, hat Pamuk in seiner Rede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2005 gesagt, »ist nicht, wie vielfach angenommen, das Engagement für eine bestimmte politische Sache oder die Mitarbeit in einer Partei oder einer irgend gearteten Gruppierung. Sie entspringt vielmehr seiner Vorstellungskraft, seinem Vermögen, sich in andere

hineinzusetzen. Diese Kraft befähigt ihn nicht nur dazu, bisher nicht in Worte gefasste Wahrheiten zu Tage zu fördern, sondern macht ihn auch zum Fürsprecher all derer, die sich kein Gehör verschaffen können und deren Wut nicht vernommen wird, sowie zum Sachwalter des unterdrückten, nie artikulierten Wortes.« Pamuk hat sich stets für den EU-Beitritt der Türkei ausgesprochen, warnt aber vor dem »herablassenden Stil«, in dem die Ost-West-Problematik im Westen oft gesehen wird.

Inzwischen ist ein Essayband (mit einer Erzählung) unter dem Titel »Der Blick aus meinem Fenster« erschienen (Carl Hanser 2006). Man kann ihn als Sachbuch-Gegenstück zu dem Roman auffassen, sollte aber nicht verkennen: Pamuks Blick aus dem Fenster – der auch ein Blick auf das geliebte Istanbul ist – meint vor allem den Blick des Romanschriftstellers. »Das Leben kann nur dann jenen unvergleichlich komplizierten und rätselhaften Charakter entfalten, der uns glücklich machen kann, wenn es sich in einen bestimmten Rahmen fügt. Meist hängt unser Glück oder Unglück nicht von dem Leben selbst ab, das wir führen, sondern von dem Sinn, den wir ihm verleihen. Diesen zu erforschen ist mein Lebenszweck. Dabei gilt es, in einer verwirrend schwierigen, schnelllebigen Welt inmitten des Trubels und Getöses, den verblüffenden Windungen des Lebens einen Anfang, einen Mittelpunkt und ein Ende abzugewinnen ... Und das ist meiner Meinung nach nur mit Romanen zu bewerkstelligen«.

Helge Mücke

1 Der Roman heißt »Kar« im türkischen Original, was tatsächlich »Schnee« bedeutet, sodass sich ein unübersetzbares Wortspiel zwischen Ka – Kar – Kars ergibt.

2 Nach Schillers »Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen«. Das Wort Trieb hat hier nicht den modernen Sinn nach Freud und Lorenz, sondern sollte am besten im Sinne von »Drang« verstanden werden.